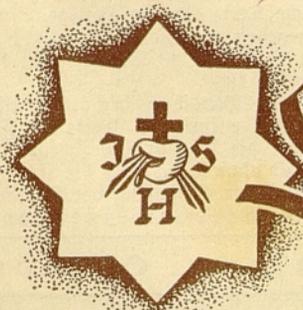




Katholische Missionszeitschrift der Missionäre Söhne  
des hl. Herzens Jesu



# Stern der Neger

Heft 8/9  
August/September 1939

**Inhalt:** Im Banne der Zauberin, S. 113. — Unsere Fahrt ins Negerland, S. 117. — Zwischen Pflug und Sichel, S. 120. — Umschau, S. 123. — Auserwählt. Religiöser Bauernroman von Withalm, S. 124. — **Abbildungen:** 1. Taufe einer sterbenden Zulufräule. — 2. Afrikanischer Zauberer. — 3. Eitle Zulufraule. — 4. Der erste madegassische Bischof. — 5. Der erste schwarze Bischof. — 6. Teufelstanz auf Ceylon. — 7. Unsere Neupriester. — **Umschlagbild:** Einige brave Mummen aus dem Kleinen Seminar von Visala, Belgisch-Kongo (Mittelafrika), wollen zeigen, daß sie auch gute Fischer sind. (Fides-Foto.)

**Preis:** ganzjährlich Deutsches Reich 2 Mark, Stalien 8 Lire, Ungarn 2.50 Pengö, Tschechoslowakei 12 ck, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken, übriges Ausland 2 Goldmark. — **Verfand durch Missionshaus Sosefstal bei Ellwangen (Sagst) Württbg.**

## Gebetsempfehlungen und =erhörungen.

M. St. Schr. bittet ums Gebet zur Muttergottes, zum hl. Joseph und zu den Armen Seelen um eine glückliche Wendung in einem schweren Anliegen. Bei Erhörung ist Loskauf eines Heidenindes, Messen für die Armen Seelen und ein jährliches Almosen für die Missionen, sowie Veröffentlichung im „Stern der Neger“ versprochen. — A. R. aus E. Anbei eine Spende für Ihre Zwecke, mit der Bitte um Gebeten im Gebet für meine Familie. — J. M. aus S. Uebersende den Bezugspreis für „Stern“ und eine Spende für die Heiden-

missionen mit der Bitte ums Gebet in einem schweren Familienanliegen. — Eine betrüübte Frau und Mutter sendet 3 RM. und bittet, dafür zwei hl. Messen zu lesen zu Ehren des hlgt. Hergens Jesu, des hl. Joseph und für alle Armen Seelen um Hilfe in schwerem Anliegen. — Th. A. Sende den Bezugspreis für „Stern der Neger“, das Uebrige für Missionsalmosen und bitte zugleich um Einschluß ins Gebet und hl. Messopfer in einem schweren Anliegen und um Glück im Stall. —

## + TOTENTAFEL +

Es starben von unseren Abonnenten: Josefina Loidl, Altnang (Oberdonau); Kathi Hantfch, Fürstenfeld (Steiermark); Fr. Anna Anner, Altenmarkt (Steiermark); Rosa Daniel, Wien; Maria Köttl, Amstetten (Niederdonau); Joh.

Klinger, St. Marienkirchen/Pols (Oberdonau); Lehrerin M. Weyerst, Janowitz (Schlesien); Joh. Lechner, Tobi-Campo-Tures (Italien); Frau M. Gahr, München-Giesing. R. I. P.

## Gebetsmeinung für den Monat August:

»Daß durch die christliche Liebe Frieden und Eintracht unter den Völkern gefördert werden.«

## Gebetsmeinung für den Monat September:

»Daß in den Missionen die Katholische Aktion eingeführt und verstärkt werde.«

## NEUE BÜCHER

Verlag Benziger, Filiale Köln.

**Heilige Stunden im Festkreis der Kirche.** Von Karl Sommer. Dreizehn Herz-Jesu-Andachten für die monatliche hl. Stunde oder für den Abend des Herz-Jesu-Freitags aus Worten der Heiligen Schrift und der Liturgie für das Gemeinschaftsgebet. 126 Seiten. Kartoniert RM. 1.—, in Leinwand gebd. RM. 2.—. Bei Mehrabnahme Ermäßigung. Köln 1939.

Die vorliegenden Andachten wollen besonders der Vertiefung der Herz-Jesu-Andacht dienen, dürften aber auch in der Heiligen Stunde gute Verwendung finden. Vom Wechselgebet ist vielfach Gebrauch gemacht, was die Gläubigen sicherlich zum eifrigen Mitbeten anreizt. Die Gedanken, die in den Texten zum Ausdruck kommen, sind so reich und mannigfaltig, daß

es auch einfachen Menschen ermöglicht wird, in den sich ergebenden Pausen sich in stillem Gebet an Gott zu wenden. Zu Beginn wird der Aufbau der Andachten und ihre praktische Durchführung kurz dargelegt. Ein empfehlenswertes Gebetbüchlein.

**Antonius-Verlag, Breslau 96.**

**Brot vom Himmel hast du ihnen gegeben.** Liturgische Texte für die Heilige Stunde. Herausgegeben von Lic. Dr. P. Ambros Styra O. F. M. 43 Seiten. 12°. Kart. 25 Pfennig. 1939.

Dieses zweite Bändchen der „liturgischen Heiligen Stunde“ enthält die Mette des Fronleichnamsfestes, die sich für die Zwecke dieser Sammlung gut eignet, soll doch die Feier der hl. Stunde auch der Einsetzung der Eucharistie gelten. Stephan Wintermann.

**Das nächste Heft erscheint Anfang Oktober.**

Herausgeber und Verleger: Kongregation der Missionäre Söhne des heiligsten Hergens Jesu, Sosefstal bei Ellwangen (Sagst) Württemberg. Schriftleitung: P. Stephan Wintermann F. S. C., Missionsseminar St. Josef, Ellwangen (Sagst). — Postfachkonto München 262 66, Missionsseminar St. Josef, Ellwangen (Sagst) Württemberg. — Druck der Schwabenverlag A. G. Zweigniederlassung Ellwangen (Sagst). — Mit kirchlicher Druckbewilligung und Erlaubnis des Generalobern.

# Stern der Neger

Katholische Missions-Zeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation: Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu

Heft 8/9

August/September 1939

42. Jahrgang

## Im Banne der Zauberin.

Von P. Pius Zeifang, White River (Transvaal).

Wenn das Tagwerk vollbracht ist, dann setzt man sich gerne zu einem Plauderstündchen vor das Haus. Es liegt ein eigener Reiz in diesem Stündlein des verdämmernden Tages. Auch hier in Afrika. Die Sonne ist hinter dem westlichen Rande verschwunden. Noch eine Zeitlang flammt es purpurn auf — ein letzter Gruß der scheidenden Königin — dann breiten sich die langen schwarzen Schatten der Nacht über die schlaftrunkene Erde. Aller Lärm ist verstummt. Weit und endlos liegt vor uns das Land, in dem noch sovieler Geheimnisse schlummern. Hoch über uns ziehen die Sterne ihre Bahnen, ein frohes Geschenk des Vaters der Lichter, und das Kreuz des Südens schaut ernst und beinahe traurig herab auf die Menschen, die tief unter ihm wohnen und oft noch so wenig wissen von dem, der einst an des Kreuzes Balken verblutet ist. Ich habe sie gern, diese afrikanischen Dämmerstunden, und oft sind wir draußen gesessen vor unserm Häuschen auf der einsamen Höhe. Wir haben gehorcht und gelauscht, geschwiegen und gesprochen und an die Menschen gedacht, die drunten im Tale wohnen.

Eines Abends hörten wir in diese Stille hinein den Klang einer Trommel. Erst leise und zaghaft, als ob aus weiter Ferne, dann wieder lauter und eindringlicher und schneller: ta, ta, ta, ta; ta, ta, ta, ta. Bald klang es dunkel und dumpf, dann heller und aufwirbelnd. Noch wußten wir nicht, was das zu bedeuten hatte. An den nächsten Abenden hörten wir den gleichen Rhythmus. Nur waren es der Trommeln mehr geworden. Hatten die Leute den ersten Mais geerntet und saßen

sie nun beim selbstgemachten Bier um das knisternde Feuer vor der Hütte? Oder rüsteten sie sich zum Empfang eines Zauberers oder einer Zauberin, wie schon oft zuvor? Es wird wohl beides der Fall gewesen sein. Unsere Neugierde aber war geweckt und wir ruhten nicht mehr, bis wir wußten: Eine Zauberin wird kommen, um eine Kranke zu heilen. Da war es auch schon eine beschlossene Sache: Das müssen wir mitansehen. Und wir hatten Glück. Zu dieser Zeit bauten wir nämlich drunten im Tale eine neue Schule. Die Lehrerin erzählte uns nun eines Tages, daß ganz in der Nähe eine Zauberin eine kranke Frau heilen werde. Wir hießen sie gut aufpassen, um den bestimmten Tag herauszubringen. Nicht lange darnach kam sie mit der Nachricht: Am Sonntagabend wird die Zauberin kommen. Bis jetzt seien nur die „kleinen“ Zauberinnen dagewesen, aber am Sonntag komme die Oberzauberin. Das war ja mehr als wir erwartet hatten.

Der Sonntag kam. So gegen 5 Uhr abends fuhren wir los. Da wir Bruder Hüber jeden Sonntagabend zum Bauplatz brachten — er schlief während der Woche drunten in einer Blechhütte — kam das ganz gelegen. Nach einem bescheidenen Abendessen, bestehend aus Pfannkuchen und Kaffee, brachen wir auf. Hatten etwa eine halbe Stunde zu gehen hinunter zum Bach und dann weiter durch das hohe Gras auf den kleinen Pfaden, die die Schwarzen so gerne in Echslangenlinienform austreten. Wir hatten noch einen Burschen mitgenommen, einen Halbweißen, der im nahegelegenen Store (Laden) arbeitete. So waren wir

also vier Mann: P. Höfer, Bruder Hüber, der Farbige und ich. Es dunkelte schon, als wir aufbrachen. Wir lachten und scherzten und machten Witze, besprachen alle möglichen und unmöglichen Dinge, die sich vielleicht ereignen könnten: was die Leute und besonders die Zauberin sagen würde, wenn auf einmal die abafundisi, die Missionäre, austauschen. Ob sie uns hineinlassen oder...? Der gute Mond über uns wird wohl manches Mal den Kopf geschüttelt haben über all das, was wir besprachen.

In der Nähe des Krales angekommen, setzten wir uns auf eine Felsplatte und schickten den Halbweißen hinüber zur Lehrerin. Sie sollte uns den Zutritt ermöglichen. Die Lehrerin kommt sofort. Nun, da wir wirklich gekommen sind, hat sie doch ein wenig Bedenken und Angst; es steckt eben auch in ihr noch etwas von der Furcht vor der Zauberin, wie in jedem Schwarzen. So kommen wir überein, den Mann der kranken Frau zu rufen, der dann auch kommt. Er kannte uns von früher und war etwas erstaunt, uns hier zu sehen, aber er hatte nichts dagegen und erklärte sich bereit, die Zauberin auf unsere Anwesenheit aufmerksam zu machen. So kamen wir also zur Hütte und wurden eingelassen. Sie war sehr schön gebaut, die Wände glatt gestrichen, keine Fugen und Ritzen zu sehen, der Fußboden natürlich aus Kuhmist wie üblich. Wir setzten uns auf eine Matte nieder. Zum Willkommen wurde uns eine Schale Negerbier gereicht. Den ersten Schluck tat die Lehrerin zum Zeichen, daß das Bier nicht vergiftet sei. Es war nicht schlecht, schmeckte sogar nach dem strammen Marsch sehr gut. Nach und nach kamen immer mehr Leute. Das war ein Begrüßen und Händeschütteln, denn jeder Schwarze will eigens begrüßt sein. Dann brachte der Mann seine kranke Frau zur Begrüßung und erzählte uns den Verlauf der Krankheit. Schon lange Zeit war die Frau krank, konnte nicht mehr aufstehen, noch viel weniger gehen. Natürlich hat sie amadhlozi (Geister) in sich, nur wissen sie nicht, was für einen. Denn jeder Schwarze, der krank ist, hat einen bösen Geist in sich, ob er nun Kopfweh hat oder sonst eine Krankheit. Dieser Geist muß ausgetrieben werden. Zu dem

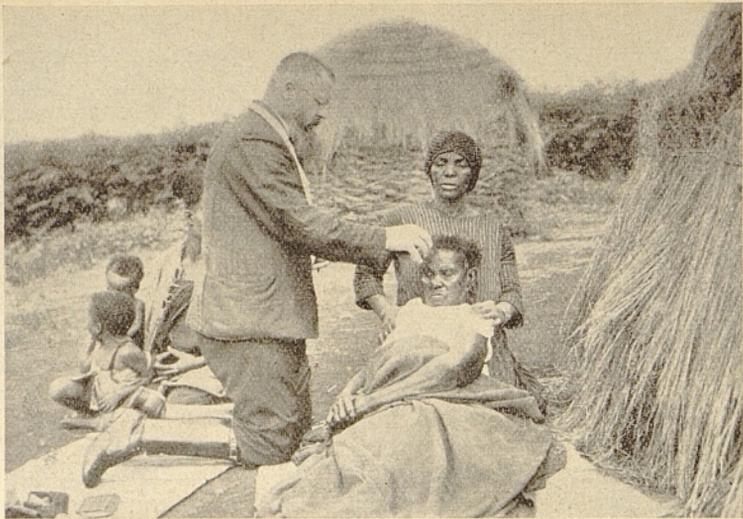
Zweck läßt man die Zauberin kommen. Der Mann erzählte uns auch, daß die Zauberin tags zuvor schon dagewesen sei oder vielmehr die Nacht zuvor. Unter anderem habe sie da auch „die Knochen geworfen“, um die Art der Krankheit oder vielmehr des Geistes zu erforschen. Dann habe sie noch Verschiedenes am nahen Bach getan. Und merkwürdig, von dem Tage an konnte die Frau aufstehen und gehen, wie die Zauberin es vorausgesagt hatte. Heute abend sollte nun die Sache fortgesetzt werden. Um keinen der lieben Leser zu enttäuschen, möchte ich bemerken, daß der ganze Heilungsprozeß 14 Tage dauerte. Jeden Abend kam die Zauberin. So sahen wir natürlich nur einen kleinen Ausschnitt, der aber für uns doch sehr interessant war, zumal es eine seltene Ausnahme ist, überhaupt dabeisein zu dürfen.

Die Vorstellung — denn für uns selbst war es ja nichts anderes — fand in einer anderen Hütte statt. Der Raum war nicht groß und ziemlich schnell voll, ja überfüllt. Für uns wurde eine kleine Bank an der Schmalseite der Hütte hingestellt. Da saßen wir nun und harrten der kommenden Dinge. Die Lehrerin war bei uns als Dolmetsch, da die Leute alle Sesuto und nicht Zulu reden. Uns gegenüber auf der anderen Seite der Hütte saßen die Frauen, meist mit einem Kind auf dem Rücken oder auf dem Schoß. Neben uns und mehr dem Eingang zu befanden sich die Männer. Noch war die Zauberin nicht erschienen. So hatten wir Zeit, uns alles genau anzuschauen. Ueber uns an der Wand war eine alte Petroleumlampe aufgehängt, deren flackerndes Licht den Raum nur trüb beleuchtete. Wahrlich, eine merkwürdige Gesellschaft, in die wir geraten waren! Das war ein Auf und Ab von Stimmen, ein Richern und Lachen. Und wie die Zähne und das Weiße der Augen aufblitzten beim unruhigen Hin- und Herzittern der kleinen Flamme und wie die schwarzen Gesichter fettig glänzten, wenn ein Windstoß das Licht jäh auflobern ließ. Dann sahen wir auch genau, wie wir beobachtet wurden, heimlich und aus dem Dunkel des hintersten Winkels, wo sie sich unbemerkt glaubten. — Nun standen einige Frauen auf und holten die Trommeln. Diese haben die

## Wiedergeburt vor dem Tode.

Eine 96jährige Zulu-  
frau empfängt dem  
Tode nahe aus den  
Händen eines Mis-  
sionsbenediktiners  
von St. Ottilien im  
Apostolisch. Vikariat  
Eshowe die hl. Taufe.

(Fibes-Foto)



Form eines Kegels oder eines Trichters, genau so, wie früher die famosen Zuckerhüte ausfahen. Man nimmt die Trommel beim Schlagen zwischen die Knie und steht dabei halbgebeugt da. Oder kniet sich nieder und hält die schräg aufwärts gerichtete Trommel mit den Beinen fest. Getrommelt wurde hier nicht mit einem Schlegel, sondern mit beiden Händen. Es sieht so einfach aus, doch probiert man es selbst, bringt man es nicht recht fertig. Die rechte Hand gibt den führenden Takt und Ton, die linke begleitet mehr das Ganze. Mitten im prächtigsten „Trommelfeuer“ wird plötzlich gestoppt, aller Lärm verstummt. Eine Frau kommt zur Tür herein, schreitet an uns vorbei, seht sich aber dann gleich neben uns nieder, sodas wir sie gut im Auge haben. Rasch flüstert uns die Lehrerin zu: „Das ist die Zauberin!“ Zuerst waren wir enttäuscht. Wir erwarteten ein Weib, phantastisch mit Tierfellen behangen, Hals und Brust geschmückt mit Medizinbeuteln, Perlen, Knochen und Zähnen wilder Tiere. Und vor allem erwarteten wir ein altes, ausgemergeltes Weib mit Augen, die tief drinnen liegen und unheimliches Feuer sprühen, ein Weib mit weit vorstehenden Backenknochen, spitzem, zahnlosen Mund, ein Weib nur mehr aus Haut und Knochen bestehend, kurz eine alte, furchterregende Hexe. Und nun saß da uns schräg gegenüber ein Weib, hoch und kräftig gewachsen, mit stumpfem, wuchtigen Hals, darauf ein Kopf, massiv und

fest hingesezt. Das Gesicht fett und wohlgenährt und gut gerundet, mit wulstigen, aufgeworfenen Lippen. Kein Schmuck, kein auffehererregendes Gewand. Nur um das linke Handgelenk trug sie einen verkupferten Ring. Das einzige, das ein wenig abstach, war die rote Bluse, die noch einigermaßen ihre Farbe bewahrt hatte. Aber wenn man länger hinsah, konnte man doch Angst und Furcht und auch etwas Respekt vor ihr bekommen. Sie schien bärenstark zu sein.

Die „Feier“ begann. In einer großen Schüssel hatte die Zauberin ihre Sachen mitgebracht. Langsam, voll majestätischer Würde und Ruhe, wie es ihrem Amte geziemt, packte sie das Notwendige aus. Der Mann der kranken Frau sollte die Sitzung mit einem Tanz eröffnen. In der Mitte der Hütte war ein kleiner Platz freigelassen für den Tanz, gerade groß genug, um ein paar Schritte vor und zurück zu machen. Immer schneller und wilder wurde der Tanz. Bald sank der Mann in die Knie, dann sprang er hoch, machte zwei Schritte vorwärts, warf den Kopf zurück, drehte sich auf einem Fuß schnell herum, klatschte in die Hände, wippte auf den Zehenspitzen auf und ab. Der ganze Körper war ein einziger Rhythmus, so elastisch und biegsam, als fehlten jegliche Knochen. Dazu kam noch ein fürchterlicher Lärm. Denn an jedem Bein hatte er einen Schellenbund mit je 12 bis 15 kleineren Schellen befestigt. Das klingelte nicht mehr wie bei uns

daheim das Schlittengeläute im Winter, das rasselte und dröhnte in den Ohren, wenn er mit beiden Füßen wie von Sinnen auf den Boden stampfte, oder sich schüttelte im schnellen Hin und Her. Die Frauen klatschten in die Hände und schrien und sangen mit ihren hohen Stimmen. Die Männer fuhren dazwischen mit ihren klingenden Bässen und die Trommeln klangen dumpf und unentwegt. Man glaubte, die Hölle sei losgeworden, Walpurgisnacht sei angebrochen und der Langgeschwänzte selbst stiebe durch den Raum mit seinem dicken Quastende. Ja, es schien wirklich so, wenn der Mann den an einem kurzen Stiel befestigten Rosschweif mit der Rechten über seinem Kopf schwang, daß die Haare im Wind auseinanderschlatterten und saugend die Luft durchschnitten. Es wollte kein Ende nehmen; keine Spur von Ermüdung war zu sehen. Wieder stampft er mit bloßen Füßen den Boden . . . dann steht er mit einem Schläge still. Der Lärm verstummt, die Trommeln schweigen. Still tritt der Mann zur Zauberin und übergibt ihr den Pferdeschwanz und die Schellenbündel, die der Schüssel entnommen waren.

Nun steht die Zauberin auf, zieht aus der Schüssel eine Menge Tücher und tritt zu der kranken Frau. Gemeinsam gehen sie in die Mitte der Hütte. Die Frau wird angekleidet, d. h. sie bekommt über ihre Kleider noch Verschiedenes umgehängt. Kreuz und quer werden lange, schmale Tücher gleich Schärpen angebracht. Die Schleifen haben verschiedene Formen und bald ist in der Mitte ein großer Knoten, dann wieder mehr am äußeren Ende. Jeder Knoten hat seine Bedeutung. Eine Schleife wird über die linke Schulter gelegt und auf der rechten Seite mehr gegen unten zusammengeknüpft, sodasß die beiden Enden gleich weit herabhängen; eine andere hat dagegen nur ein Ende herabhängen. Wieder eine andere Schleife wird mehrmals um die Lenden geschlungen und eine auf der Brust gekreuzt. Zuletzt wird noch eine um den Kopf gedreht, die weit herabhängt und beinahe den Boden berührt. So ist die Frau nun eingemummt wie ein kleines Kind: ein richtiger, freilich nicht zu fester Wickel. Nun werden ihr

die Schellenbündel an den Füßen befestigt, in die rechte Hand ein Stab, der „Zauberstab“, gereicht, der auch zugleich als Stütze dienen sollte, falls sie beim Tanzen schwach würde, wie wir später sehen sollten. In der linken Hand hielt sie den Pferdeschwanz. Das Zeichen mit der Trommel wurde gegeben, der Gesang sollte beginnen. Eine hohe Stimme singt ein paar Worte, dann schweigt sie wieder. Leises Geflüster wurde vernehmbar, schwoll an und wurde lauter. Einige Weiber gestikulierten heftig mit den Armen. Wir fragten die Lehrerin, was denn los sei. „Ja, sie sind noch nicht einig, was sie singen sollen.“ Die Zauberin saß da, als ginge sie das alles nichts an. Kein Wort, keine Gebärde verriet, was sie dachte. Wieder klang die Trommel, eine andere folgte und dann wieder eine. Und jetzt setzte der Gesang ein. Die kranke Frau tanzte. Erst setzte sie den einen Fuß ein wenig vor und wieder zurück, ganz langsam und scheu, als habe sie das von Jugend an Gewohnte wieder verlernt, als fühle sie keine Kraft mehr in sich. So scheu und schüchtern waren diese ersten Bewegungen. Noch stützt sie sich auf den Stock und läßt den Pferdeschwanz lässig herabhängen. Noch ist es kein eigentlicher Tanz, sondern mehr ein Gehen, ein federndes, wiegendes, tänzelndes Gehen, wobei der Fuß behutsam aufgesetzt wird, der Körper vor- und rückwärts schwingt. Man merkt, wie sie noch ein wenig unsicher ist und schwach, wie sie ausprobieren will, wieviel sie sich zutrauen kann. Man sieht und fühlt, daß sie lange Zeit gelegen ist und ihre Kräfte abgenommen haben. Bei uns daheim würde man es überhaupt als Unfönn bezeichnen, in einem solchen Zustand eine Frau tanzen zu lassen, man würde das roh und gefühllos im höchsten Grad nennen. Nun wurden die Trommeln lauter und eindringlicher, ihr Tempo schneller, der Gesang lebhafter. Auch in die Frau kommt unwillkürlich mehr Bewegung. Sie stützt sich nicht mehr auf den Stock, sie hält ihn frei in der Luft, als diene er ihr nun als Balancierstange. Sie fängt an, den Boden zu stampfen, sich zu drehen. Die Schellen rasseln und lärmen. Jetzt beugt sie sich nieder, sie duckt sich, stiert irgendwohin

in die Weite, springt hoch, dreht sich im Kreis. Die Schleifen flattern und wirbeln weit hinaus, das Licht flackert unruhig auf und ab und wirft große, verzerrte Schatten an die Wand. Staub steigt auf, es wird undstig und heiß und stickig im Raum. Und die Frau tanzt und tanzt, ist wie belesen, die Leidenschaft hat sie gepackt, die Musik reißt sie mit fort. Manchmal, wenn es zu ungestüm und wild geht und sie aus dem Gleichgewicht

zu fallen droht, stützt sie sich schnell auf den Stock. Auch sie hält den Roßschweif hoch in der linken Hand und wirbelt ihn über dem Kopf. Das Licht zuckt noch mehr unter diesen unregelmäßigen Windstößen, oft droht es zu erlöschen. Für Augenblicke ist es fast Nacht in der Hütte, und unnatürlich und fremd dringt der Gesang der Männer und Frauen an unser Ohr.

(Schluß folgt.)

## Unsere Fahrt ins Negerland.

Kapstadt, am 7. April 1939.

„O ferner Strand, o Negerland,  
Sei uns begrüßt mit Herz und Hand!“

So sangen die Seminaristen im Missionshaus zu Ellwangen (Jagst) Württ., als wir zehn Schulschwestern aus Eggenberg bei Graz (Ostmark) zu einem Missionsabend eingeladen waren. Die frohe Begeisterung der Missionsjugend ergriff auch unsere Herzen und wir fühlten uns zum erstenmal als Missionschwestern, zumal wir ja auch von hier aus durch den hochw. Pater General der Herz-Jesu-Söhne in Christi Weinberg nach Transvaal gesandt wurden. In Ellwangen erhielten wir den hochw. Pater Steidle, der bereits sieben Jahre als Missionar in Südafrika gewirkt hatte, zum Reiseführer.

Am 5. März 1939 hatten wir unsere engere Heimat verlassen. In nächtlicher Fahrt ging es durch die Berglandschaft unseres Steirerlandes. Zum letzten Male grüßten wir die Hänge, Felder, Wiesen und Wälder der schönen Ostmark. Wir weilten im Geiste bei den Lieben daheim. Erst in der Feierstunde im Missionshaus zu Ellwangen nahmen unsere Gedanken eine andere Richtung: Das Vergangene wich einer hoffnungsfrohen Zukunft. Unser Denken und Sinnen ging ins ferne Negerland.

Am Morgen des folgenden Tages, am 8. März, brachen wir nach Hamburg auf, das wir am Abend erreichten. Ganz festlich erschien uns die prächtige Hafenstadt in ihrem nächtlichen Lichterschmuck. Wir träumten von hohen Mastbäumen, von schwellenden Segeln, vom blauen Meer. Der Traum wurde dann Wirklichkeit am 9. März, dem lang erwarteten Einschif-

fungstag. Nachdem wir uns mit vier anderen Missionschwestern aus Hiltrup bei Münster vom „Stern des Meeres“ in der Kapelle des Raphaelsheimes verabschiedet hatten, fuhren wir zum Hafen. Ein Wald von Mastbäumen und riesige Kräne bezeichneten uns die richtige Stelle. Wir passierten die Paß- und



Afritanischer Zauberer aus Angola.

Der Fetischpriester in Lunda (Angola) will durch die Fülle seiner Tracht Reichtum und Wohlstand versinnbilden. Außer dem Pullover trägt er auf dem Helm Salate und Gemüse als Symbol der Fruchtbarkeit. (Fides-Foto)

Devise-revision und sahen nach unserem Schiff. Stolz und majestätisch lag es da. Die „Ubena“, so hieß es, schien uns der schönste Dampfer von allen.

Mit gemischten Gefühlen betraten wir die Schiffsbrücke. Drüben erwartete uns schon unsere liebe Mutter Generaloberin, die sich trotz ihrer Kränklichkeit nicht abhalten ließ, ihre ersten Afrika-Missionarinnen zum Hafen zu begleiten. Noch einmal segnete sie uns, dann schlug die Abschiedsstunde. Die Signale ertönten, Musik erklang, die Brücke ward hochgezogen, langsam glitt das Schiff aus dem Hafen. Ein letztes Winken und Grüßen dem lieben Mütterchen am Strande und allen Lieben daheim. Dann ging es weiter in den dämmernden Abend hinein. Bald deckten die Fittiche der ersten Nacht auf See unsre müden Augen.

Am 10. März grüßten wir die letzte deutsche Stadt, die alte Hansestadt Bremen. Bald sollte uns das weite Meer vom deutschen Boden trennen. „Herr, segne unsere deutschen Lande, erhalte sie im Glauben an Dich, den einzig wahren Gott“, so standen wir in stillem Flehen. Wir dürfen hinausziehen, ein neues Reich zu erobern.

12. März: Der erste Sonntag auf dem Meere. Es war ein herrlicher Morgen. Die aufgehende Sonne ergoß sich in strahlendem Glanz über die rauschenden Wogen der Nordsee. In den ersten Morgenstunden feierten wir gemeinsam die heilige Messe. Täglich würdigte sich der große Gott auch ferner, mit dem winzigen Ruhepunkt unserer sehnenenden Herzen inmitten der Unendlichkeit des Meeres vorlieb zu nehmen. Nur an einem Tag beraubte uns die Seekrankheit dieser köstlichen Himmelsgabe. Am Sonntagnachmittag lenkte ein untergehendes Schiff in unserer Nähe aller Aufmerksamkeit auf sich. Als man später noch ein zweites derartiges Schauspiel erleben konnte, meinte eine Schwester furchtsam: „Wenn ich noch ein drittes Schiff sinken sehe, so steige ich im nächsten Hafen aus.“ Dieser war ja schon nahe, doch die Schwester ist heute noch bei uns.

Zwei Tage blieben wir vor der belgischen Stadt Antwerpen liegen. Hier nahm unser Schiff schwere Lasten auf. Unermüdtlich rasselten die Maschinen.

Wir entflohen dem unliebamen Geräusch und gingen in die Stadt, besichtigten die herrliche Kathedrale und die schönen Kirchen und mächtigen öffentlichen Gebäude. Die berühmten Gemälde von Rubens und van Dyck konnten wir nur zum Teil sehen, weil die größten verhüllt waren.

Am 14. März abends segelten wir von Antwerpen ab, nicht ahnend, was unser noch wartete. Vielleicht wäre mancher Passagier auf sicherem Festland geblieben, wenn er die Schrecken der Nacht vom 14. auf den 15. März voraus gewußt hätte. Doch, so schlimm war es gerade nicht. Gestorben ist niemand, obwohl es manchem zum Sterben schlecht war. Also die allbekannte Seekrankheit hatte einen netten Besuch gemacht. Das Schiff schaukelte so gewaltig, daß alle nicht niet- und nagelfesten Gegenstände mit unheimlichem Lärm von der Höhe in die Tiefe stürzten. Die Kastentüren flogen auf und zu, die Gläser klirrten. Von draußen hörte man das Toben und Wüten der erzürnten Wogen. Kurz, es war eine Schreckensnacht, von der alle Betroffenen sehnlichst Erlösung wünschten. Im Laufe des nächsten Tages ward allen Bedrängten wieder neues Leben eingehaucht, denn der Dampfer landete in Rotterdam. Ein Rundgang in dieser schmucken, holländischen Stadt übte einen günstigen Einfluß auf die Rekonvaleszenten aus.

Die weitere Fahrt verlief verhältnismäßig sehr gut. Wir hatten lange Zeit günstigen Wind und ruhige See. Selbst im Golf von Biskaya war es nicht schlimm. Wenn hier auch das Meer in stärkeren Tönen sein ewiges Lied singt, so tritt dieses Rauschen und Drängen der Wogen doch nur in einen schönen Gegensatz zum leichten Spiel der Wellen auf offener See, wie wir es auf der Fahrt von Southampton nach Las Palmas erleben konnten.

Europa lag hinter uns. „Ein Vorwärts stets, nie ein Zurück, zum Licht empor mit klarem Blick.“ Rasch ging die Fahrt mit südwestlichem Kurs der Kanarischen Inselwelt zu. Warmer Sonnenschein war dem kalten Nordwest entgegen. Der erste Frühlingstag glich einem lindern Maientag in unserer Heimat.

## Eitelkeit im Zululand.

Die beiden Zulu-  
damen haben einen  
Spiegel verehrt be-  
kommen und schon  
wissen sie sich desjel-  
ben zur Schönheits-  
pflege zu bedienen.

(Fibes-Foto)



Am 21. März landeten wir in Las Palmas. An eine kahle, fremdartige Berglandschaft hingebettet, lag die Stadt. Die goldenen Strahlen der Abendsonne ließen sie schöner erscheinen, als dies in Wirklichkeit der Fall war. Wir gingen zwar im Dämmererschein der hereinbrechenden Nacht an Land; mag sein, daß dies einen düsteren Schleier um die erträumte Palmenstadt legte. Wir kehrten bald enttäuscht zurück. Waren es die fremden Gestade oder der fremdartige Menschen-  
schlag, kurz die Fremde drückte uns nieder.

Vom 21. bis 31. März legten wir die längste Strecke der Reise zurück. Von Las Palmas bis Lobito sind es 3340 Seemeilen. An Abwechslung fehlte es nicht. Auf dem Schiff wurde fast jeden Tag ein anderes Fest gefeiert. Auch bei uns im Schwesternkreis fehlte es nicht an Frohsinn, Sang und Scherz. Bevor wir den Äquator überfahren, plauschte uns der hochw. Pater ganz gewaltig an. Die Erde sei eine Kugel, um deren Mitte ein Strick herumgewunden sei: der Äquator. Bisher sei es bergan gegangen, jetzt müsse man die Schnur überspringen und dann ginge es rasend in die Tiefe. Der Kapitän müsse ohne Unterlaß bremsen. Nach solchen Erörterungen schien es uns wichtig, auch an der feierlichen Äquator-taufe teilzunehmen. Der Herr Kapitän veranlaßte Gott Neptun, den Beherrscher der Meere, auch drei Schwestern unter besonders huldvollen Zeremonien zu tau-

fen. Der allmächtige Meeresgott erhob sich mit seiner ewig jugendlichen Gemahlin und seinem Gefolge von seinem Thron und taufte die drei Taufbewerberinnen auf die Namen Rollmops I, II, III.

Sie und da hielt auch Frau Seekrankheit Nachschau und erkor sich das eine oder andere Opfer aus unseren Reihen. Als aber am 10. Tag endlich wieder Land erschien, waren alle Schmerzen wie weggeblasen.

Der erste afrikanische Boden lag vor unseren erstaunten Blicken. Lobito — Negerland! Ein leiser Schauer durchrieselte uns, als wir die öden Felsen und dunkelfärbigen Menschen erblickten. Als wir aber näher zusahen und dem Meeresstrand entlang zum Missionskirchlein eilten, waren wir angenehm überrascht über die schönen europäischen Häuser, die fein gepflegten Gartenanlagen und ganz besonders über die Freundlichkeit der Vorübergehenden, die fast ausnahmslos grüßten. Die Frauen und Mädchen trugen Körbchen auf dem Kopf. Die Mütter hatten ihre Kleinen in einer Hängematte auf dem Rücken. Bereitwillig zeigten sie uns den Weg zur katholischen Kirche. Eine Frau zog gar ihren Rosenkranz aus dem Körbchen, um ihre gleiche Gesinnung mit uns zu beweisen. Im Gotteshaus fühlten wir uns nach langer Seefahrt wieder so recht daheim. „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, Herr der Himmelscharen!“

Nach kurzem Aufenthalt verließen wir Lobito, das uns stets in lieber Erinnerung bleiben wird.

Die nächsten Landungshäfen waren nur einige Tagereisen von einander entfernt. Am 3. April erreichten wir Walfischbai und am 5. April Lüderigbucht. Obwohl beide Orte Lobito an Größe und Bedeutung weit überragen, so ist es doch eigenartig, daß Lobito landschaftlich einem Blumengarten gleicht, während Walfischbai mitten in einer Sandwüste liegt und Lüderigbucht rings von steinigen Felsenbergen umgeben ist.

In Walfischbai verließen uns die guten Hiltruper Schwestern, mit denen wir manch frohe Stunde verlebt hatten. In der Eingeborenen-Missionschule, die wir besuchten, konnten wir uns zum erstenmal vom musikalischen Talent der Neger überzeugen. Der Herr Schulmeister, ein Eingeborener, führte uns mit seiner jungen Schar mehrere Lieder vor, die zu unserem größten Erstaunen in deutscher Sprache erklangen. Die bekannten Lieder „Im schönsten Wiesengrunde“ und „Wie ein stolzer Adler“ wurden von den jugendlichen Kehlen nur so herunter geschmettert, daß es weithin schallte. Wären steierische Berge in der Nähe gewesen, so hätte Oesterreich vom Widerhall noch etwas vernommen. Auf dem Heimweg von der Schule zum Hafen begleiteten uns die kleinen Schwarzen. Lustig ging es über die sandigen Hügel dahin. Nirgends sieht man ein grünes Fleckchen. Kein Baum, kein Strauch; nur Sand und wieder Sand erblickt das suchende Auge.

Anders war es in Lüderigbucht. Als wir am Morgen auf Deck gingen, wußten wir nicht, war es Traum oder Wirklichkeit, was sich unseren erstaunten Blicken darbot. Es war wohl ein Spiel der Phantasie, daß wir uns plötzlich in eine

Alpenlandschaft versetzt fühlten. Rings von Bergen umgeben, lag die Bucht vor uns, darin das Wasser wie ein Alpensee. Noch vom Schlaf der Nacht befangen, eilte Mutter Natur, uns hier ihr Schönstes zu zeigen. Sie weckte Frau Sonne hinter den Felsenklüften und sandte deren goldigste Strahlen voraus. Das Leuchten der felsigen Zacken erschien uns wie Alpenglühen und wir Alpenkinder fühlten uns wieder zu Haus.

Untertags wich das Bild einer wüsten Wirklichkeit. Nichtsdestoweniger freuten wir uns aber, an Land fahren zu dürfen. Wegen der Untiefen des Wassers können große Dampfer nicht bis zur Landungsbrücke vorfahren. Der Verkehr mit dem Festland wird durch kleinere Boote, sogenannte Schlepper, vermittelt. Wir besuchten eine kleine Schwesternstation und freuten uns, von der Höhe aus das blaue Meer auf der einen Seite und die angeblüchten Diamantberge — vom Glanz konnte man nichts sehen — auf der anderen Seite betrachten zu können.

Am selben Tag, 5. April, fuhren wir weiter. Ostern ist nahe. Den ganzen Gründonnerstag verlebten wir auf sehr bewegter See. Die stillen Tage der Karwoche und das hohe Osterfest sollen nicht spurlos an uns vorübergehen. Wir feiern sie in Kapstadt und wallen hinauf zur Kathedrale. „Mein liebes Heim ist Dein Altar, mein König, Gott und Herr.“

Wenn die lieben Leser diese Zeilen zu sehen bekommen, werden wir, so Gott will, längst am Ziele sein. Am 13. April werden wir in Durban landen, dann geht es landeinwärts bis Lydenburg. Möge Gott unser Wirken und das aller Leser in der Heimat segnen!

Dies wünschen mit vielen Grüßen

Zehn Missionschwestern  
aus Transvaal.

## Zwischen Pflug und Sichel.

Von Karl Heinrich Mohr.

(Nachdruck verboten.)

Heiß brannte die Augustsonne hernieder. Im Schweiß ihres Angesichts hatten Wilhelm Karsten und die Seinen das Kornfeld bis zur Hälfte abgeerntet und saßen nun im Schatten eines der großen, alten Birnbäume, die den Acker nach der

Landstraße zu begrenzten, um das Mittagmahl einzunehmen und anschließend ein wenig zu ruhen und die Glieder zu recken. Die beiden ausgeschirrten Rosse standen dichtbei über einen Haufen Heu gebeugt, einsam und verlassen harpte

allein die am Ort der Arbeit verbliebene Mähmaschine ihrer Wiederbenutzung.

Es war eine gute Ernte heuer, die stand die Frucht in den prallen Aeahren. Um sie rechtzeitig und ungefährdet einbringen zu können, hatte Karsten gleich den übrigen Bauern seines Dorfes fremde Hilfe in Gestalt eines Arbeitsmannes bekommen, der gerade seiner Dienstpflcht genügte. Valentin Diekmann, zwanzig Jahre alt und Buchdrucker von Beruf, ein aufgeweckter Stadtjunge, fand so zum ersten Male Gelegenheit, sich mit dem Leben und den Gewohnheiten der Menschen auf dem Lande vertraut zu machen. Er war mit vollem Eifer bei der Sache, willig und fleißig, und da er sich überdies auch anständig zeigte, kam seine Hilfe den Bauersleuten kaum minder zustatten als die eines der ihren. Was den Fremdling in dessen im Kreise der Karstens schnell heimisch werden ließ, verdankte er dem natürlichen Widerhall, den sein gutes, aufgeschlossenes Wesen fand, und der sich in einer gegenseitigen Teilnahme äußerte, wie nur einander Anziehende sie zu bekunden vermögen. So währte es nicht lange, bis Bauer und Bäuerin sich nach Beruf und Ergehen von Eltern und Geschwistern des jungen Mannes erkundigten und zu wissen begeherten, welche Absichten und Ziele ihn selbst für die Zukunft beschäftigten. Gern Rede und Antwort stehend, benutzte auch Valentin die fargen Pausen der Unterhaltung, um sich über dies und jenes aus dem Leben seiner Gast- und Arbeitgeber zu befragen, was ihn bewegte.

Als etwas ihm seither Ungewohntes kam den jungen Städter das Beten an, wie Karstens es zu Beginn ihrer Mahlzeiten kurz, doch hingebend, zu üben pflegten. Verwundert darüber, daß die Leute ohne jegliche Scheu ihr Denken und Trachten so offen vor ihm, dem Fremden, zutage legten, vermeinte er, sie insgeheim ein wenig bedauern zu müssen ob dieser Einfalt, die, nach seinem Ermessen, nichts Rechtes für starke, gesunde Menschen und allensfalls nur den Kindern und Greisen beförmlich sei. Gern hätte Valentin auch über diesen Punkt einmal mit seinen Freunden gesprochen; ein gewisses Taktgefühl hin-

derte ihn daran, das nach seiner Ansicht heikle Thema anzuschneiden.

Daß jedoch Glaube und Götterkenntnis ganz und gar des Absonderlichen entbehren, bewies der Bauer Wilhelm Karsten dem jungen Städter und Buchdrucker Valentin Diekmann treffend während jener kurzen Spanne Zeit, da sie sich gesättigt und gelabt im Schatten des alten Birnbaums noch ein Weilchen im Grase streckten.

„Wird bei euch daheim auch Andacht gehalten?“ fragte Karsten unvermittelt.

„Rein“, gestand Valentin überrascht und selbstsicher zugleich, „wir kennen diesen Brauch nicht.“

„Seid ihr denn nicht gut Freund mit dem lieben Gott?“ lächelte der Bauer ihn an.

„O — wir stehen ihm nicht gerade feindlich gegenüber. Wir beschäftigen uns nur nicht so mit ihm, wie es bei Ihnen üblich ist.“

„Und warum nicht —?“

„Weil — doch alles seinen Gang geht!“

„Auch ohne ihn —?“

„Gewiß doch! Wir sind der Ansicht, daß man nicht mehr tun kann als seine Pflicht und Schuldigkeit, und daß das Ergebnis, der Lohn, so ausfällt, wie unsere Mühe und Arbeit das verdient haben!“

„Da halten Sie unser Danken und Bitten gar für überflüssig?“

„Offen gestanden: ja.“

„Nun, so werden Sie sicher in Ihrem Sinn auch schon gedacht haben, was diese Karstens doch für komische, dumme Leute sind, nicht wahr —?“

„Durchaus nicht, Herr Karsten, wie können Sie das sagen?!“ ereiferte sich Valentin, der sich ordentlich schämte ob der schlecht verhehlten Zurechtweisung, obwohl sie in durchaus freundlichem Ton erfolgte.

„Wir, die wir Jahr um Jahr zwischen Pflug und Sichel, zwischen Saat und Ernte, verbringen“, hub der Bauer nach einem langen Blick über das sich vor ihnen im Glanz der Mittagssonne breitere reife Korn an zu reden, „und hart arbeiten müssen, wissen, daß ohne den Segen des Himmels unser Werk nicht gedeihen kann — mag es noch so viel Mühe und Schweiß gekostet haben. Es ist fürwahr kein Kinderpiel, einen Acker zu stürzen, zu eggen, zur rechten Zeit zu

düngen und ihn vorzubereiten zur Aufnahme der Saat. Viele und überaus schwere Tagwerke gehen darauf, bis alles geschafft und der Boden eingesät ist. Damit ist aber unsere Aufgabe einstweilen beendet. Was weiter kommt, mein lieber Valentin, bis zur Erntezeit, das ist allein — Gottes Werk! Nichts vermögen wir noch zu tun, um das Korn keimen, wachsen und reifen zu lassen. Wir verfügen über keinerlei Mittel und Wege und besitzen keine Macht, um der weiteren Entwicklung nachzuhelfen. Sie liegt allein in Gottes Hand, und wir Bauern müssen abwarten, in welchem Maße der Herr das Werk unserer eigenen, schwachen Hände krönt! Und deshalb, mein Freund, begnügen wir uns nicht damit, unsere Pflicht und Schuldigkeit zu tun, bängen darüber hinaus vielmehr tagaus, tagein um den Segen des Allmächtigen. Verstehen Sie nun —?“

„Sie haben recht, Herr Karsten“, konnte Valentin nicht umhin, ihm beizupflichten, „ich sehe ein, daß ich mich — geirrt habe. Wenn ich ein Bauer wäre,

so würde ich es sicher ebenso halten wie Sie und Ihre Familie.“

„Da Sie aber kein Bauer, sondern ein Buchdrucker sind, glauben Sie, den Bestand des Höchsten entbehren zu können?“ forschte der Landmann und alle horchten gespannt auf.

„Ich muß mir das einmal durch den Kopf gehen lassen, Herr Karsten“, erwiderte Valentin nach einer Weile Nachsinnens sichtlich verlegen.

„Tun sie das, junger Freund“, beschied ihn Wilhelm Karsten, „vergessen Sie aber auch nicht, daß wir Bauern weniger für uns selbst als für die Ernährung, den Bestand also, des ganzen Volkes arbeiten! Und stellen Sie sich dann vor, wie es den Volksgenossen im großen Vaterland — und somit auch Ihnen und Ihren Angehörigen — erginge, wenn der Allmächtige unfrem Werk das Gedeihen versagte!“

„Nicht auszudenken!“ entfuhr es Valentin Diekmann, während er, dem Beispiel des Bauern folgend, sich erhob, um neugestärkt die Arbeit wieder aufzunehmen.



Der erste madagassische Bischof. 1885 war es einem katholischen Priester durch List gelungen, nach Tananarive zu kommen, wo er vor zwei Europäern und fünf Eingeborenen die Messe las. Heute hat Madagaskar seinen ersten einheimischen Bischof, S. Exz. Mons. Ramavosandratana, der am 25. Mai 1939 zum Apost. Vikar von Miarinarivo ernannt wurde. Wir sehen hier den neuen Bischof inmitten seiner einheimischen Katechisten auf einer Missionstour durch den Busch. (Fides-Foto)

## Zwei einheimische Bischöfe in Afrika.

Pius XI., der Missionspapst seligen Andenkens, hatte 18 chinesische, zwei japanische, drei annamitische, acht indische Bischöfe, einen ceylonesischen und einen abessinischen Bischof ernannt. Der regierende Papst Pius XII. schenkt an der Schwelle seines Pontifikates dem schwarzen Erdteil zwei einheimische Bischöfe, einen Madegassen in der Person Sr. Erzellenz Mons. Ignatius Ramarosandratana auf Madagaskar und einen Bantu in der Person Sr. Erzellenz Mons. Joseph Kiwanuka in Uganda.

In ihrer Plenarsitzung vom 15. Mai 1939 beschloßen die Kardinalsmitglieder der Propaganda die Errichtung von zwei neuen Missionsprengeln, die dem einheimischen Klerus anvertraut werden sollen. Der Heilige Vater gab seine Zustimmung zu diesem Beschluß in der Audienz, die er am 25. Mai Erzellenz Constantini, dem Sekretär der Propagandakongregation, gewährte.

Die verschiedenen religiösen Ordensgesellschaften, die sich für die Missionierung Madagaskars und die Heranbildung madegassischer Priester und Bischöfe einsetzen, sehen so ihre Arbeit herrlich belohnt.

Der neue Sprengel, der unter dem Namen Apostolischen Vikariat Marinarivo ins Leben tritt, setzt sich aus dem gleichnamigen Bezirk und zwei weiteren Distrikten zusammen, wo die italienischen Trinitarier seit 1926 arbeiten; dazu kommen noch zwei von den Nachbarmissionen Tananarive und Majunga abgetrennte Gebietsteile. Der Grundstock des neuen Vikariates, schon 1926 von Tananarive losgetrennt, nimmt eine Fläche von 27 000 qkm ein und zählt ungefähr 120 000 Bewohner. Davon sind 37 232 Katholiken, die ihrerseits 21 Kirchen, 176 Kapellen, 35 Schulen mit 68 Lehrern und 2268 Schülern — 1340 Knaben und 928 Mädchen — aufweisen. Außer den italienischen Trinitariern stehen dem neuen Bischof 11 einheimische Weltpriester zur Seite, die ihm Erzellenz Fourcadier S. J., der Apostolische Vikar von Tananarive, zur Verfügung stellt. Bereits arbeitet die Mission an der Ausbildung von 12 Seminaristen.

Mons. Ramarosandratana steht im 46. Lebensjahr und stammt aus einer angesehenen katholischen Familie von Ambohipeno im Apostolischen Vikariat Tananarive, wo sein Vater Bezirksvorsteher war. Seine philosophisch-theologischen Studien machte er am Jesuiten-seminar in Tananarive, 1925 wurde er zum Priester geweiht. Er war nacheinander Pfarrvikar, Direktor der Lehrerbildungsanstalt der Katechisten und geistlicher Präsekt des Sankt



Der erste einheimische Bischof des schwarzen Erdteils.

S. Erz. Monsignore Jos. Kiwanuka wurde am 25. Mai 1939 zum Apostolischen Vikar von Masaka im Ugandaland ernannt. (Sibes-Foto)

Michaelkollegs in Tananarive. Ueberall erwarb er sich das Vertrauen und die Zuneigung seiner Borgesezten und Pfarrkinder durch seine glänzenden Eigenschaften, vor allem aber auch durch seinen Charakter.

Der Gedanke, in Uganda eine selbständige, für den einheimischen Weltklerus bestimmte Mission zu gründen, reicht bis ins Jahr 1925 zurück, wo Sr. Erzellenz Mons. Streicher noch als Apostolischer Vikar tätig war.

Um diesen Plan zu verwirklichen, übertrug sein Nachfolger Erzellenz Michaud den ganzen Distrikt Buddu seinen schwarzen Priestern: sie sollten so ihre Lehre durchmachen und selbst fliegen lernen.

Das neue Apostolische Vikariat Masaka umfaßt den ganzen gleichnamigen Bezirk, also außer der Provinz Buddu die kleineren Provinzen Roki, Mawogola, Kabula mit Ausnahme der Sesse-Inseln im Viktoriasee. Es erstreckt sich über 25 000 qkm und zählt 180 000 Bewohner, von denen 12 000 dem Islam und 16 000 dem Protestantismus angehören. Die Zahl der Katholiken hat nach den letzten Stati-

stiken 101 451 erreicht; es kommen dazu 5409 Katechumenen.

Das Apost. Vikariat Uganda behält 12 von seinen 50 schwarzen Priestern und gibt 38 an die neue Mission Masaka ab, wo sie 11 Missionsstationen unter sich zu teilen haben. 317 Katechisten werden den schwarzen Klerus bei seinem Apostolat unterstützen. Die 43 Schulen Masakas zählen 13 603 Schüler und zwar 7967 Knaben und 5636 Mädchen. Auf dem Boden des neuen Vikariates in der Gegend von Buddu stehen auch die bedeutendsten Werke, die die Weißen Väter ins Leben gerufen haben: das Große und Kleine Seminar zu Katigondo und Bukalasa; die Zentralthäuser der Weißen Schwestern, der Einheimischen Schwestern Bannabikira und der Einheimischen Brüder Bannakaroli, die Lehrerbildungsanstalt Bikira und andere wichtige Schulen, die von den Weißen Vätern und den Brüdern von Floermel geleitet werden.

Monf. Joseph Kivamuka ist erst vierzig Jahre alt. Von katholischen Eltern in Nakirebe, Provinz Mawokota, geboren, schloß er seine in Bukalasa und Katigondo begonnenen Studien zu Rom im Angelicum ab, wo er das Doktorat im kirchlichen Recht erwarb. 1929 zum Priester geweiht, trat er 1932 bei den Weißen Vätern ein und fand nach seinem Noviziat Verwendung in der Mission Kabylien.

Der Altbischof von Uganda, Monf. Streicker, der die Arbeit des einfachen Missionärs wieder

aufgenommen hat, den kleinen Schwarzen den Katechismus lehrt und den Kranken in der Armenapothek den Verband anlegt, sieht am Abend seines mühevollen Lebens seine Arbeit und die seiner Missionäre reich belohnt. Die blühende Christenheit im Land der Uganda-Martyrer hat nach kaum zwei Generationen ihren einheimischen Bischof. Der Lehrer und Meister wird von seiner bescheidenen Residenz Ibanda aus die ersten Schritte seines geistlichen Sohnes in der Verwaltung des großen Erbes von 100 000 Seelen verfolgen können. (Fides.)

## Die kirchliche Wiedervereinigung aller Christen

Ist das große Anliegen, das besonders dem neuen Oberhirten der Kirche Papst Pius XII. am Herzen liegt. Es ist allseits beachtet worden, daß der Heilige Vater bei seiner ersten Ansprache an die Welt einen herzlichen Segensgruß auch an diejenigen richtete, die außerhalb der „Zäune“ der Kirche stehen. In der Tat mehrten sich die Stimmen der Nichtkatholiken, die sich gedrängt fühlen, mit den katholischen Mitbrüdern gemeinsam um das große Gut der kirchlichen Einheit zu beten und am Brückenbau der Liebe teilzunehmen. Eine eigene „Bruderschaft Una sancta“ hat sich zu diesem Zweck gebildet (Meitingen bei Augsburg), die in gleicher Weise Christen in- und außerhalb unserer römisch-katholischen Kirche einigt in gemeinsamem Beten zum einen „Hirten und Bischof der Seelen“, „daß alle eins werden“.

## Auserwählt.

Ein religiöser Bauernroman von Berthold H. Walthalm.

(7. Folge.)

Schwaßen und Geraune klangen hin und her, verständnisvolle Blicke wechselten, mit den Köpfen wurde bald zum Unterrauschberger, bald zum Griesenböck kaum merkbar hingedeutet. Allmählich kam eine lauernde, gespannte Stimmung auf.

Auf die hatte Hallweger gewartet.

Um fünf Uhr nachmittags hatte die Luft die richtige Dichte erreicht, die Köpfe waren leicht erhitzt. Da rief mit einmal der Unterrauschberger über die Tische hinweg dem Zugauf von Dickenschwend, dem Bürgermeister, mit lauter Stimme zu:

„Bürgermeister, hast heut a Gmoandversammlung einberufen?“

„Ist mir nix bekannt“, antwortete der. In seinen Augen funkelte ein kleines, listiges Lachen.

„'s schaut mi aber völlig so an.“

Die kurzen Anrufe wirkten. Die Gemeinde verstummte.

Griesenböck stieß seinen Freund Fleintl an und lispelte:

„Jetzt kommt's.“

Der Zugauf rief zurück:

„Pfeigrad moanen könnt ma's, es waar heut a Gmoandversammlung. Gnua san ja da.“

„Moanst, daß gnua da san?“ frug der Unterrauschberger.

„Was moanst denn?“

„Wann ma gnua da san, nacha machst halt a Gmoandversammlung draus, Bürgermeister!“

„Dös geht net, Unterrauschberger. Aber wann oans a Anliegen hat, dickerieren kann ma allweil drüber. Im Wirtshaus kann reden, wer gern mag.“

„Also red! Außer mit deiner Sach! Laß di hören, Unterrauschberger!“ rief es ihm nun von allen Seiten zu.

Er erhob sich langsam, rückte seinen Hut zurecht, fuhr mit der Hand ruckartig in die Luft und stemmte sie dann in die Hüfte. Den Kopf nahm er etwas hoch und begann:

„Habts enk a weng staad! I mach enk glei bekannt mit meiner Sach. Alsdann, Manner, über dös Unglück am Mittwoch habts

jezt gnuu discheriert und über dös aa, was injer Kooprater, injer Kohler-Bua, dabei gwagt hat. Mir Bauern san dagstanden und habn dös arme Wurm plärren lassen auf sein Stoaan. Aber er hat net lang nachdenkt. Eini ins Wasser, 's Dirndl holn. Uebersehgn hätt's es bald. Msdann, i sag nur noo dös oane: Noo so oan Kooprater gibt's net leicht, und drum muaf eppas gsehgn."

„Bravo! Bravo! Gsehgn muaf eppas!“ schrie es im Kreis. Der Pragentaler von Bärngschwend hieb dazu im Takte mit seinen dicken Fäusten auf den Tisch.

„Staad sein!“ donnerte der Unterrauschberger. „Laßts mi ausredn! Des wißt's ja noo gar net, was i moan. I moan, die Bärnmooser müßsen ihrem Kooprater zeigen, was eahm schuldig san!“

„Sawohl! Zeign muaf ma's eahm!“

„I han zerst gmoant, mir gebn 'm Kooprater a schöne Ehrengab. Aber davon mag er radikal gar nix wissen, daß ma eahm was gebn. Wißt's, Manner, was er gsagt hat? A Kapelln soll ma ins Aehental hintri bauen. Für infern heiligen Valentin oane! Und da han i eahm gsagt, dös tun ma, dös is was Schöns!“

Schweigen ringsum. Der Vorschlag kam überraschend. Ein Bauer sah den andern an, als wollte er ihm seine Meinung aus

dem Munde ziehen. Einige schneuzten sich, andere schnappten mit dem Munde, wieder welche wiegten sich hin und her, aber vorerst sagte keiner, was er dachte:

„Ja, da schau her! Glei a Kapelln möcht der Kooprater! Ja, was dös kost! Dös geht net so mir nix, dir nix. Ah, hau, hau! Dös heißt überlegen!“

Griekenböck kratzte sich seinen Bart und schmunzelte:

„Das paßt mir ganz gut.“

Unter den Bauern saß der Hochreiter, bekannt als alter Feind der Geistlichkeit. Er ermannte sich als erster und rief:

„Glei an Dom, wann er angischafft hätt! A schöns Andenken, wann ma eahm gebn, is Sach gnuu!“

Nun aber reckten sich Unterrauschbergers Freunde hoch und schrien den Hochreiter nieder:

„Du brauchst koan Pfennig hergeb'n. Du schoo überhaupts net!“

„Da brauchst aa gar koa Sorg habn, daß d' von mir eppas kriegst!“

„Nacha brauchst aa net aufbegehren.“

„Und i sag aa: Koa Kapelln brauch ma net!“ schrie ein anderer.

„Aber schön waar's.“

„Wo ma so koa Geld habn in unsrer Gmoand!“



Teufelstanz auf Ceylon. Im Dschungel bei Facelllicht, die Gesichter mit fragenhaften Masken bedeckt, so werden auf der Insel Ceylon noch Teufelstänze aufgeführt. (Sides=Foto)

„Geh weiter, die paar hundert Mark werdn ma aa noo zammbringen.“

„Ds was für ewige Zeiten!“

„Und a guats Wert.“

„Und überhaupt dös kenn i schoo: A paar hundert Mark. Nacha werden's a paar tausend.“

„Mir habn Platz gnua in unsrer Kirchen!“

Grießenböck rieb sich die Hände. Er wekzte sich auf seinem Stuhl zurecht und nickte dem Fleintl zu:

„Jetzt komm ich!“

Er wartete noch eine Weile, bis sich die Zwischenrufer genügend erregt hatten. Dann stand er selbstbewußt auf, wölbte seine Brust vor und knarrte:

„Meine Herren! Meine Herren! Ich habe einen anderen Vorschlag!“

„Geh zua!“ scholl es ihm entgegen. „Mir brauchen koan mehr. Der oane langt schoo und werd nig draus!“

„Vielleicht geben Sie mir doch recht, meine Herren. Ich bitte nur einen Augenblick um Gehör.“

Da sie aber von ihm nichts wissen wollten, half ihm der Bürgermeister:

„I han da heunt gar nig mitzureden und vor an richtigen Gemeinderat muasß dös noo allweil kommen. Aber i moan, der Herr Grießenböck soll uns aa sei Meinigung sagen.“

Nun konnte er zu Wort kommen:

„Meine Herren, wenn wir nun schon heute sozusagen eine zufällige Gemeindeversammlung haben, dann möchte ich zu dem schönen Vorschlag des Herrn Hallweger bemerken: Meine Herren, ich habe es von unserem hochwürdigen Herrn Kooperator nicht anders erwartet, als daß er in seiner schönen Bescheidenheit eine Ehrengabe ablehnen wird. Denn der wahrhaftige Held ist bescheiden, wie es unser hochwürdiger Herr Kooperator ist. Seine Tat war groß, fürwahr, es war eine seltene Tat! Und Ehre, weim Ehre gebührt! Wir wollen sie nicht unterlassen, meine Herren, und ich bin mit Ihnen allen eines Sinnes: Dieser Gottesmann, dieser Priester muß geehrt werden!“

Der Lohner schrie ihn an:

„Dös wiß ma selbn. Jetzt ruck amal außer damit, was d' hintri stehen hast! Koane Sprüch mehr! Aufsa, was d' sagen möchst!“

„Meine Herren, dies sind keine Sprüche“, erregte sich Grießenböck, „dies ist die Ueberzeugung meines Herzens. Und hinten stehen hab ich gar nichts. Ich habe nur die Frage, nachdem all mit mir eines Sinnes sind, daß man den hochwürdigen Herrn ehren soll: Wie sollen wir ihn ehren? Der Vorschlag, der gebracht worden ist, ist so schön, daß ich von dem Wunsche tief gerührt bin. Und ich

wäre der erste, der ihm zujubeln würde, wenn ich als Kaufmann nicht gewohnt wäre, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden. Oh, wie schön wäre ein kleines Gotteshaus in der Achner-Schlucht, wie würden wir hinpilgern und Gott loben! Aber, meine Herren, wir haben in Bärnmoos selbst ein Gotteshaus, wo wir alle Platz haben. Aber wenn Sie unsrer Kirche zuschreiten, haben Sie noch nie gesehen, wie ihre Mauern nach einem frischen Anstrich ruhen?“

Da schrie der Pragentaler aus vollem Halse:

„I han noo nie nig ghört! Da hast du ganz bsondere Ohrwascheln!“

Und der Lohner:

„Alsdann dös steht dir hintri?! I han doo gwißt, daß eppas kimmt. Kirchen verpußen!“

Und einer aus der Mitte heraus:

„Narrißch werst sein. Dös kost noo mehra!“

Der Unterrauschberger erhob sich schnell und warf seinen Trumpf hin:

„Manner, um 's mehra kosten alloan is net. Aber soll dös eppa a Andenken sein? Nach zwanzig, dreißig Jahr derf ma wieder verpußen und nacha woasß koa Mensch mehr, zwegn was ma dös tan habn.“

„Guat is, Unterrauschberger!“

„Und aus dem Verpuß werd zerst nig.“

„Dem pressiert's noo lang net!“

Die Zustimmungen eiferten Unterrauschberger an. Er fuhr mit größerem Geschick auf:

„Und dös möcht der Grießenböck überhaupts nur, weil er Kirchenrat ist.“

„Unverschämtheit!“

„Das verbitten wir uns!“

„Solch freche Verdächtigungen!“

So schrien sie vom Bürgerlich zurück. Die Köpfe wurden rot, Fäuste fuchtelten in der Luft, die einen stimmten den Bürgern, andere dem Unterrauschberger zu, und ehe man es ahnen konnte, disputierte, schimpfte, johlte es in der Wirtsstube aus zwei feindlichen Lagern, denen jede Gelegenheit recht war, dickköpfig aneinanderzurennen.

Der Unterrauschberger stieß den Lohner an, der den Pragentaler und der wieder den Eisenreich.

Auf dieses stumme Kommando hin brüllten die drei auf einmal in den erregten Haufen hinein, daß die Fensterscheiben klirren:

„Auuuuuuuuheeeee!“

Und im Augenblick des Aufhorchens schrie der Unterrauschberger:

„Manner, dös mit dem Verpuß werd nig! A Kapelln steht a paar hundert Jahr...“

## Unjere diesjährigen Primizianten.

Sie empfangen die hl. Priesterweihe  
am 29. Juni im Dom zu Brigen.

Stehend von links:

P. Gg. Anglt, Steinfeld (Rheinpf.),  
P. Ignaz Haidwagner, Unterlungitz  
(Steiermark),

P. Franz X. Bühler, Unterschneid-  
heim (Württemberg),

P. Joh. Messerer, Bergau (Opf.).

Sitzend von links:

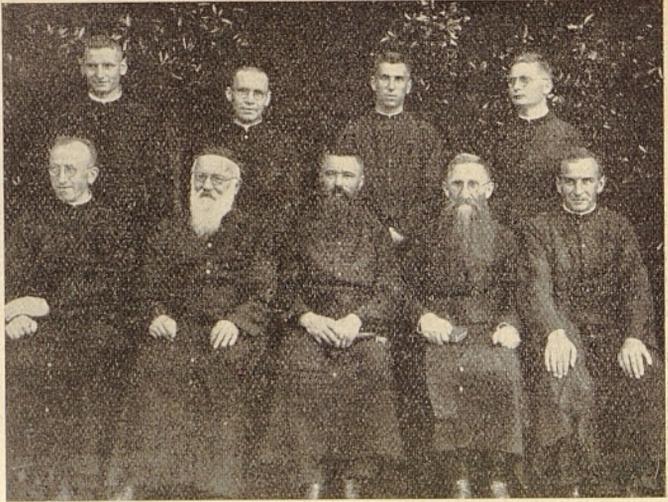
P. Eduard Weiß, Sglersreuth (Opf.)

H. P. Dr. Raffener,  
Rektor in Willand-Brigen,

H. P. Joh. Deisenbeck, General-  
Sup., Mellaß,

H. P. Josef Ettl, Rektor, Bamberg,

P. Franz X. Biggel, Schwarzensee,  
Pfarrei Maria-Thann  
(Bayr. Allgäu).



„So is. Recht hat er!“

Der Lärm wollte wieder aufkommen. Aber das dröhnende „Ruuuuuuheeeee“ der drei zwang ihn nieder.

„Nacha woß noo a jeds Kind, da hat's amal an Kooprater gebn in Bärnmoos“, konnte der Bauer fortsetzen, „an ganz an berühmten, und der war a Kohler-Sohn, der hat zu uns gehört und der hat a Unglück verliit. Dös werd a andre Nummer sein als so a schäbiger Verpuß, von dem 's d' nach fünf, sechs Jahr nix mehr kennst. A Kapelln muuß her und i... Manner, i leg den ersten Hunderter aufn Tisch.“

Aber jetzt schwollen dem Griesenböck die Adern. Und wenn dann sein Kopf puterrot wurde, sagte er Dummheiten:

Er schrie den Bauern zu, daß sich seine Stimme überschlug:

„Sie wollen bloß nicht, weil mein Vorschlag von der andern Partei kommt! Parteiengänke treiben Sie!“

Der Fleintl stieß ihn in die Weichen. Es war zu spät.

Zuerst blieben den Bauern die Münder offen. Einen Augenblick war sprachlose Stille. Aber dann brach der Sturm los:

„Kimmst wieder mit der Politik!“

„Zugroaßter!“

„Hast überhaupt nix anzuschaffen bei uns!“

„Da san mir die Herren!“

Griesenböck wollte etwas zurückschreien, aber Fleintl zog ihn grob auf den Stuhl nieder.

„Verspielt hast!“ fuhr er ihn an. „So verkehrt anpacken!“

„Diese verdammten Dickhädel!“ fluchte Griesenböck zurück.

Ueber Unterrauschbergers breitem Gesicht lag ein behäbiges Lachen. Er ließ den Sturm verebben. Dann rief er wieder:

„Sehts, Manner, a so geht's allweil. Da kann's noo so a heilige Sach sein, die Herren kommen allweil mit der Politik.“

Da unterbrach ihn ein Bauer, dem soeben noch der Kapellenbau nicht gefiel:

„Und jetzt aktrat werd a Kapelln baut!“

Gleich stimmten andere bei:

„Aktrat!“

„Und weil's uns gfreut!“

„A Kapelln muuß noo allweil her!“

„Dös glaubst! Und gschwind aa noo!“

„Gwonna is!“ rief der Unterrauschberger dem Lohner zu und dann zu den Bauern:

„Noo san mir Bauern die Herren im Land. Und gmacht werd's, wie mir mögen. Und mir mögen a Kapelln! Sagts ja, ihr Manner!“

„Ja! Jawohl! Ja!“ schrien sie ihm zu, rühten laut mit den Stühlen, hauten mit den Fäusten in die Tische und freuten sich ihres extrohten Sieges.

Der Unterrauschberger, der wie Petrus Simon hieß, nickte den Bauern zu.

Ein dumpfes, bäuerliches Ahnen erfüllte ihn:

Dös werd mehr als grad a Kapelln...

## VII. Die Verkündigung.

Franzens Hüfte heilte. Der Arzt verordnete ihm die ersten Gehversuche in der Stube. Mit Krücke und Stock oder auf Birnbacher und Babett gestützt, gelangen sie. Nach einer Woche konnte er den ersten Ausgang machen.

In einem sanften Spätsommertag humpelte er den kleinen Berg hinab, auf dem das Pfarrhaus stand.

Auf seinem Antlitz lag ein heimliches Leuchten, denn er freute sich auf die erste Begegnung mit seinen Bauern.

Die waren in den paar Wochen in treuer Liebe um ihn besorgt. Die Frauen und die

Mädchen verwandelten seine Stube in einen Blumengarten; sie sandten ihm blühende Geranien, Chrysanthemen und Rosen aus ihren Gärten. Andere, die in bauerlichem Sinne mehr um sein leibliches Wohl bedacht waren, brachten Körbe mit Butter, Eiern und jungen Hühnern, daß die Babett die Hände zusammenschlug und nicht wußte, wohin mit den vielen Gaben. Die Männer aber kamen selbst an sein Lager und freuten sich, wenn es ihrem Kooperator von Tag zu Tag besser ging.

Aber sie verschwiegen ihm, was man sich über seine Tat heimlich von Ohr zu Ohr raunte. Nur manch einer wagte mit scheuem, ängstlichem Blick in den Augen des Kooperators nach der Kraft zu suchen, die man ihm zusprach. Doch auch dieses Suchens wurde Franz nicht gewahr.

So fühlte er sich innerlich frei, als er nun seinem Dorfe langsam zuschritt.

\*

Die Austrag-Mutter vom Schneider-Pauli — das Anwesen lag dem Pfarrhof zunächst — sonnte sich wie eine alte Kaze vor ihrem Haus.

Sie blinzelte vor sich hin und auf ihrem faltigen Angesicht ruhte ein beschaulicher Friede. Ein wohliges Satt- und Zufriedensein mit dem bisshen kargen Leben, das ihr beschieden ward. Ihr Wesen aber verbarg sich hinter einer hölzernen Maske. Erst hinter dieser iponnen leise Gedanken hin und her. Ganz heimliche, die niemals laut werden wollten.

So konnte die Schneider-Mutter stundenlang vor sich hinsinnieren, ein abgerundetes Stück Welt für sich.

Kinder liefen und hetzten an ihr vorbei, die Schwalben schrien sich zum Zuge nach dem Süden zusammen, junge Menschen eilten schwägend zur Arbeit, Bauern trieben ihr Vieh vorbei, Frauen riefen sich die Neuigkeit des Tages zu, das ganze tägliche Leben des Dorfes spielte sich vor der Alten ab: sie fand keinen Grund, aus der stillen Versunkenheit zu erwachen...

Aber jetzt strich ein leises Beben durch ihre Seele. Sie mußte langsam den Kopf heben und sah den Kooperator auf sich zukommen.

Ein weiter Glanz strahlte aus ihren Augen, die hölzerne Maske hob sich empor und die Freude ihrer Seele spiegelte sich in ihrem Antlitz. Doch nur einen kurzen Augenblick. Im nächsten umhüllte sie eine heilige Scheu vor dem geweihten Herrn.

Der stand mit lachendem Gruß vor ihr:

„Schneider-Mutter, grüß Gott!“

Sie mühte sich auf ihrem plumpen Krückstock empor, schwankte ein wenig, bis sie fest

stand, und dann senkte sie demutsvoll ihr Haupt. Sie trat noch einen Schritt ehrfurchtsvoll vor ihm zurück und sprach leise: „Gelobt sei Jesus Christus, daß er Ent wieder gesund werden laßt. I und allsam habn bet für Ent.“

„Bergelt's Gott, Mutter Schneider!“

Sie sah zu ihm auf, wie man zu einem Heiligen aufblickt, und hauchte:

„Euch werd er's vergelten, hochwürdiger Herr. Ihr derfts Wunder wirken, mir derfen grad beten.“

Franz erschraf. Er wich dem demütigfragenden Blick der Alten aus. Plötzlich entsann er sich, daß ihn der Unterrauschberger, der Lohner, der Langenmaier und wie sie alle hießen, die an sein Krankenlager kamen, mit denselben seltsamen Augen ansahen wie die Schneider-Mutter.

Die Erkenntnis verwirrte ihn. Er wandte sich scheu um.

Da standen schon da und dort Frauen und Männer vor ihren Häusern. Und sie kamen ihm nicht, wie er es erhofft hatte, mit lachenden Gesichtern entgegen. Sie schwiegen und beugten vor ihm die Knie.

Ein Schwindel erfaßte ihn und in seinem Herzen schrie die Frage: Was wollt ihr denn? Aber er zwang sich zu einem Lächeln und grüßte die Harrenden mit freundlicher Stimme. Langsam schritt er weiter. Von Haus zu Haus. Ueberall fand er dasselbe scheue Zurückweichen, die gebeugten Knie und den frommen Gruß zum Empfange. Da wurde ihm in der Seele bang

\*

Die Bäuerin von Langenmaier sah den Kooperator die Dorfstraße herabkommen. Sie hatte schon Tage und Tage Ausschau gehalten, wann er kommen werde.

Und da sie ihn nun sah, trug sie schnell ihre Tochter Broni vor das Haus. Die litt seit vielen Jahren an der Fallucht und war lahm. So arg, daß die Mutter den Herrgott bat, das Kind zu erlösen.

„Broni“, rief die Bäuerin, „wann er der Resl gholfen hat aus der Achen raus, nacha muaf er dir aa helfen können.“

„Aber Mutter“, widersprach der Bauer, „dös is doo eppas ganz anders. Tua eahm doo die Plag net an.“

„Bauer, dös verstehst du net“, ereiferte sie sich, „dös gspür i inwendig. Der muaf a Kraft haben. Dös hab i schoo gwußt, wie der Borderwöllner unter seine Händ gtorben ist. Und jetzt garaus, wo er d' Resl gholt hat. Frag die andern Leut! A jeds werd dir's bezeugen.“

Die anderen, die Herumstanden und die Rede der Bäuerin hörten, nickten ihr eifrig zu. Der Bauer gab nach:

„In Gottes Namen. Möglich waar's schoo.“

\*

Franz kam an das Haus heran. Männer, Frauen und Kinder folgten ihm. Sie wußten von dem Vorhaben der Langenmaierin und konnten ihre Erregung kaum unterdrücken. Leises, gepreßtes Raunen klang aus ihren Reihen. Die Bäuerin trat zaghaft auf ihn zu und bat leise:

„Hochwürdiger Herr, wir haben a Bitt.“

Franz sah sie erwartungsvoll an. Er freute sich der Ansprache.

„Was ist's, Langenmaierin? Wo fehlt's?“

Ein flehender Blick traf ihn.

„Hochwürdiger Herr, Sie wissen's so: Unser Broni!“

Franz besann sich: Ach ja, die Broni, das arme, kranke Kind.

Da er aber schwieg, rief die Bäuerin:

„Herr Kooperator, Sie habn d' Resei davonbracht. Sie machen mei Broni aa gsund!“

Eine Blutwelle übergieß sein Antlitz. Seine Augen flackerten irr umher. Die Menschen, Häuser und Berge um ihn schwankten. Ein heißer Taumel erfaßte ihn und sein Herz schrie auf:

Vater im Himmel! Was schickst Du über mich? Sollten die meinen...

Und die Mutter flehte:

„Da sitzt Broni und wart auf Ent.“

Er sah auf das kranke Mädchen. Es sah in sich versunken vor dem Hause. Aus dem fahlen Antlitz leuchtete ein hoffnungsfrohes Augenpaar, ein Sehnen und Drängen nach der heilenden Hand dieses Kooperators.

Bei diesem Anblick fühlte Franz wieder jene sonderbare Kraft in sich emporschwellen. Er fühlte, wie sich seine Seele dehnte, wie sie weiter und größer wurde, wie sie über die Menschen hinwegwuchs. Wie sie die Bauernhäuser, das Dorf, die Landschaft umfaßte.

Mit einemmal stand er bei dem kranken Mädchen, streichelte ihr über das blasse Gesicht, über die schmalen, langen Hände, senkte seinen Blick in das große flehende Bitten ihrer Augen und der ganze Jammer dieses kleinen Menschenkindes erfaßte ihn. Er ließ seine Hände auf Bronis Stirne ruhen und seine Stimme rief:

„Du mußt beten, Broni, dann wirst du gesund!“

Die Kleine hauchte:

„Zum heiligen Valentin?“

„Ja, Broni, zum heiligen Valentin!“

„In unsrer Kapelle?“ frug sie eindringlicher.

An dem Worte kam Franz wieder zu sich. Ein Jubel schwellte in ihm empor:

Wenn dies alles so gemeint ist, dann in Gottes Namen! Jetzt wird es erst zur Tat.

Und so laut, daß es alle hören konnten, rief er über den Dorfplatz:

„In unsrer Kapelle wollen wir beten. Und wer beten kann, der wird gesund!“

Kaum verklang das Wort, erfaßte ihn wieder die bange Angst: Herrgott, ist's auch wahr, was ich sage?

Aber den Frauen und Männern von Bärnmoos drang das einfache Wort wie eine ewig neue Verkündigung in die Herzen. Eine Flut freudigen, frommen Glaubens an diese Hoffnung strömte aus dem Priester, den Seelen seiner Bauern und Bäuerinnen entgegen.

Das Wort ward gesprochen: Ein größerer Geist rief es aus diesem Franz Eisenbichler, Kohler-Sohn und Kooperator.

Es wurde zur Tat.

Die Leute von Bärnmoos neigten sich zur Erde. Und Franz hinkte, so schnell er konnte, durch ihre Reihen. Eine Scham fröstelte an ihm herab. Er wußte nicht, weshalb. Nur fort jetzt, fort von diesen Menschen, die ihn zu einem Heiligen machen wollten.

Er meinte über seine Erde hinwegzuschweben. Ganz fernab hörte er den Ruf der Langenmaierin:

„Broni, gsund wirst!“

Und er hörte, wie die Menschen dem Rufe zustimmten und ein leises Gebrodel der Andacht und des Erstaunens über Bärnmoos hinwegzog.

\*

Nach einer Weile rief der erregte Langenmaier zu den Umstehenden:

„Manner, der ist mehr als grad nur a Kooprater. Setzt glaub i selbn, daß der a Bsondener ist.“

„Und solchene Augen, was er auf amal hat“, meinte sein Nachbar, der Jagerer, „die han i noo nie bei ein'm Menschen gsehgn. I moan, mit der Kapelln gibt's noo an Segn für Bärnmoos.“

„A Ballfahrt werd's allweil“, bestätigte der Lohner.

Und der Jagerer spekulierte:

„Da braucht grad noo bei eahm was gsehgn, a so berühm, wie mir Bärnmooser werden, dös hast noo net erlebt.“

„Ja, ja“, mengte sich der Austragbauer vom Kramfamer ins Gespräch, „dös ist a gweichter Mann, insrer Kooprater. Wird's sehn, was i ent sag: Der werd a großer Mann. Der hat an Segen, den spürt ma ganz inwendig.“

„Grad kalt und warm ist's ma abaglaufen, wie er auf mei Broni zuganga ist“, sprach der Langenmaier. „A Wunder wann mit dem Dirndl gschieht, alles könnt's haben von mir und i woaf net, wieviel als i hergib für die Kapelln.“

„Und i sag ent“, prophezeite der alte

Kranfamer, „es werd eppas gseh'n. I spür's inwendig, es werd eppas gseh'n.“

„Und nacha, wann mir a Wallfahrt san, Männer“, machte der Fagerer wieder Pläne, „da werds schau'n, wie Bärnmoos wachst. Nacha san mir Bärnmooser anders be- rühmt.“

Ganz anders lispelten die Frauen.

Zuerst standen sie um die Broni herum und bestaunten in ihr das wunderbarste Wesen. Die Hände hielten viele gefaltet, und manch einer rannen die Tränen über die Wangen.

Endlich flüsterte die Fagerin, als beende sie ein Gebet: „Gelobt sei Jesus Christus, und gwiß werd er helfen.“

Damit war der Bann gebrochen und fast im Chor fielen die anderen ein:

„In Ewigkeit, Amen, und er wird helfen!“

„Habts eahm gseh'n? Wie a heiliger Mann ist er dagstanden und hat ihr die Händ auf- gelegt. Broni, tua grad nur beten, werst seh'n, die Anfall bleib'n aus.“

„Und grad zur Broni muaf er geh'n“, stimmte die Fagerin ein, „wo s' die Hin- fallende hat und wo der heilige Valentin dafür hilfst. I sag enß grad das oame: Dös hat inser hochwürdiger Herr schoo allsam im voraus gwißt. Drum hat er aa gleich an- geschafft, daß die Kapell'n dem heiligen Va- lentin gweicht werd. Der woaf allsam im voraus.“

„Ja, i woaf noo guat“, erinnerte sich die Bäuerin vom Lohner, „wie er noo floan gwen ist. Da han i oft bei mir selbn denkt: Der Kohler-Franz, der hat a ganz b'sonders G'schau. Und nacha, wie er ins Studi fort ist, da han i gwißt, der hat a b'sonderne Gnad.“

„Und überhaupts, wie's kommen ist, daß der Kohler-Franz Geischlt worden ist, wie sei Mutter auf d' Wallfahrt is auf Kirchen- tal und der Bauer si bald derschmissen hätt auf der Grindlwand! Naa, dös is allsam so sonderlich. Der muaf a große Weis der- wisch't hab'n.“

Plötzlich erinnerte sich wieder die Langen- mairin:

„Und wer beten kann, der wird gesund! O mei, tean ma grad bet'n, daß der Segn net ausbleibt.“

\*

„Der werd g'und, hat er g'sagt... der werd g'und!“ lief es die Dorfstraße hinauf und hinab, drang in jedes Haus, drang zu den Mägden in die Ställe und Kammern, ließ die Bürger und Geschäftsleute auf- hochen, kam zu Griefenböck und seinem Anhang. Bei den Bauern fand das Wort in dem ewigen Sehnen nach Verkündigungen einen bereiteten Boden.

Griefenböck aber lachte mißtrauisch auf.

„Was wär nun das wieder?“ erbotse er sich seiner Frau gegenüber. „Nun will der gar ein Wundertäter sein?“

„Man sprach doch die ganze Zeit davon“, sagte sie, ihren Gestrengen zu erinnern.

„Ach, was wird nicht alles gesprochen.“

Er gab durch eine abweisende Handbewegung seinem Mißtrauen Ausdruck. „Aber nun scheint er ja Ernst daraus zu machen! Will sich wohl Liebtind machen bei den Bauern. Volkstümlich werden! Und von uns nichts wissen wollen! Na, warten Sie, Herr Ko- operator, ich will Sie ein wenig unter die Lupe nehmen! Ihren Oberen gegenüber! Die werden Ihnen die Gasse weisen, in die Sie hineingehören!“

Dies und noch mehr wurde Frau Griefen- böck ins Gesicht geschrien, als sei sie der Kooperator, der von Politik und Parteien nichts wissen wollte. Sie hätte vieles wider- sprechen mögen. Aber wie immer schwieg sie als kluge, berechnende Frau vor dem Zorne ihres Mannes. Sie gab ihm mit eifrigem Kopfnicken recht, indem sie im geheimen eine Wallfahrt für Bärnmoos erwünschte. Und noch an diesem Abend bedachte sie alles, was sie für ihr Geschäft brauchen könnte, wenn es einmal so weit wäre.

\*

Franz kam mit erregter Stirne zu seinem väterlichen Freund Birnbacher zurück.

Der Kooperator wußte, welche Aufregung nun im Dorfe herrschte; wie das Gerücht nach allen Windrichtungen hinzog und mit jedem Haus zu größerer Gestalt anwuchs; wie durch sein Wort seine erwünschte Ka- pelle zu einem segnenden Heiligum erhöht wird. Aber er wußte nicht, ob er recht getan hatte. Ober ob er sich nur von dem Ueber- schwange eines augenblicklichen Hochempfin- dens leiten ließ.

So trat er mit bangem Herzen vor Birn- bacher hin und fragte ihn, nachdem er ihm sein Erlebnis erzählt hatte: „Hab ich recht getan?“

Birnbacher lächelte zuriück. Ein Lachen, das sein Altherrngesicht in Güte und Liebe verklärte:

„Mich fragen Sie? Mich? Zauderer! Ban- ger Mensch! Spüren Sie nicht, wie's in Ihnen lebt? Wie es treibt? Glauben Sie, man kann so was sagen, wenn er, der da droben nicht will? Glauben Sie, Sie könn- ten das sagen, wenn es nicht gesagt werden muß? Es hat ein jedes Wort seine Stunde, Kooperator. Einmal verflingt's im Raum wie ein leerer Hauch und ein andermal folgt ihm die Tat. Ich sehe sie kommen.“

„Und was jetzt, was weiter?“ stöhnte Franz auf. „Ich bin doch kein Heiliger! Kein Wundertäter! Was glauben denn die Men- schen? Ich bin doch nur ein kleiner Ko- operator.“

(Fortsetzung folgt.)